Neunzig Kilometer von Paris.

Eine Wanderung durch die große unterirdische Festung der Deutschen in Feindesland.

(Von Karl Rosner.)

Deutsches Großes Hauptquartier, 25. Januar. — Wenn in Paris des hingegangenen Jahres die über Mißstände in der Verwaltung oder über Fehlschläge auf militärischem Gebiete losgebrochenen Kammerstürme allzu heftig toben wollten, dann trat der Präsident Deschanel den sich entladenden Gewittern meist mit der gleichen Beschwörungsformel bannend entgegen:

„Bedenken Sie, meine Herren, daß der Feind weniger als 100 Kilometer von der Hauptstadt Frankreichs steht!"

Weniger als 100 Kilometer, das ist eine Strecke, die man mit einem guten Auto auf glatter Straße in kaum mehr als einer Stunde fahren kann — und in der That ist unsere Front im Westen südwestlich von Noyon nicht weiter von Paris und von der Stätte jener ungestümen Kammersitzungen entfernt, als Hr. Deschanel das seinen sonst so vielverlogenen Lämmlein mit erhobenem Zeigefinger und mit drängender Stimme versicherte.

Diesen für uns nicht minder als für unsere Gegner fesselnden Theil unserer Front habe ich aufgesucht. Ueber Quentin und Noyon ging der Weg — über jenes uralte, wunderschöne Noyon, durch das einstmals bei Tag und Nacht die Eilzüge von Köln, von Antwerpen und Brüssel nach Paris jagten, und das nun, wie durch Weltenfernen von Paris getrennt, den Deutschen unterthan, zu Füßen seiner wuchtig aufgethürmten Kathedrale seines Schicksals harrt. Ein Glied in einer Kette schöner Städte war es einst; die Kette ist zerbrochen. Irgendwo hören hier diese vom Norden und vom Osten ankommenden Schienenbänder auf, sind ihre Schwellen abgebrochen und ihre Dämme in Schutt geworfen. Ein paar Stahlbänder ragen rostend in die Leere. Irgendwo drüben, bei den anderen ist es ebenso. Und zwischen diesen Brüchen steht unser Krieg. Nicht jener Krieg, der vorwärtsstürmt um jeden Preis! Der andere, der sich bereitwillig in den Boden stemmt und sein Schwert kreisen läßt: hier stehe ich — hier will ich bleiben — jetzt kommt an!

In überschwemmten Gräben, deren Wasser ihm bis an seine Hüften reicht, steht er so da, auf aufgeweichten Straßen und ersoffenen Weiden. Hinter den zu Schutthaufen hingeschmissenen Mauern verlassener Dörfer ficht er seinen Kampf und in den ungeheuren Höhlenstädten alter Sandsteinbrüche, die hier phantastisch und geheimnißvoll gleich Katakomben aus uralter Zeit das Land durchziehen.

Südwestlich rast das Auto hin nach B:::, taucht tiefer und tiefer in den Bereich der heulenden Feuer ein und muß dann irgendwo im Schutze halbzerschossener Gemäuer bleiben. Durch das freie Land, das regennaß und zerquollen unter einem lauten, kraftlosen Winterhimmel ruht, schreiten wir hin, dem dröhnenden Heulen entgegen. Ein Hügelzug liegt vor uns, jenseits seines Hanges ziehen die Gräben unserer ersten Linie; aber Vorsicht ist auch hier geboten, denn die Franzosen tasten den Abschnitt hier tagtäglich mit ihren Feldgeschützen ab — und so kommt bald die Stelle, an der uns der führende Rittmeister in die Zugangsgräben verdammt.

Tapfer springt er als Erster in die braune Suppe, die unser da unten harrt und durch die hin der Weg zwischen den engen Wänden nun führt. Gebückt, mit eingezogenem Kopf und krummen Knien müssen wir ihn schreiten, denn die Gräben sind gegen Fliegersicht mit quer darüber hingeworfenem Astwerk und Gestrüpp überdeckt. So bilden sie eine Art rings umschlossener Stollen, in denen die Luft eingeschlossen steht und von den Wassern der Sohle eine feuchte Treibhauswärme hat. Der Dreck an unseren bei jedem Schritte einsinkenden Füßen wird schwer und schwerer, und wie es jetzt den Hang hinaufgeht und der Graben steil nach oben steigt und jeder neue Schritt ein Kampf gegen das Gleiten wird, ist keiner, dem der Schweiß nicht von der Stirne perlt.

Dann endlich in der kleinen Lichtung eines ungepflegt hinwachsenden Waldes steigen wir aus unserem Kamine heraus. Steiniger Heidegrund ist hier unter unseren Füßen, und ein paar Dutzend Schritte weiter gähnt uns aus der ansteigenden Wand des Höhenzuges auch schon eines der gewaltigen Eingangsthore in die unterirdische Welt der grauen Höhlenmenschen der.....Landwehr-Division entgegen. Dämmerung und Schatten sind erst um uns, wie wir in die Höhlen treten — nein, „Höhlen" ist kein Wort dafür, — wie wir in die Stadt dringen, die in einer Arbeit von Jahrhunderten tief unter Tag von Menschenhänden geschaffen wurde. Aber bald hat das Auge sich an dieses Halbdunkel gewöhnt, sieht jetzt die Lichter der Karbidlampen, die an den Wänden hängen, oder in den Händen der Soldaten schwanken, nicht mehr als blendend grelle Punkte, sondern als Kerne einer ausstrahlenden Helle, die alle Weiten mild erfüllt. Und je mehr es von diesen Weiten überblickt, um so tiefer wird sein Staunen, und um so drängender sucht der Verstand nach Klarheit, wie diese Wunderwelt entstehen konnte.

Wo wir hier schreiten, war von Jahrmillionen tiefer Meeresgrund, und durch Jahrtausende sanken die winzigen Reste ungezählter Billionen von winzigen Schaalthierchen nieder in die Tiefe, fanden sich hier die Muschelschilder und die Schneckenhäuser einer lang vergangenen Meeresfauna. Und der ungeheure Druck der Wasser über ihnen prägte sie fest zu einem einzigen Gestein. Es kamen Zeiten, in denen die Meere wichen und die Tiefen sich zu Höhen hoben. Die Becken der Oise und Aisne erzählen immer wieder, wo auch der Spaten ihr Gestein erprobt, von solchen ungemessenen Fernen und Vergangenheiten.

Und dann waren die Menschen da und fanden, daß dieser weiche Muschelsandstein, der sich in Blöcken jeder Größe unschwer lösen ließ, den man mit Hammer und Meißel, mit Stahlsäge und Treibeisen bearbeiten konnte, ein herrlich gutes Material für ihre Bauten war: für ihre Häuser und Ställe — und für ihre Kirchen und Dome. Was hier im Lande „für die Ewigkeit" geschaffen wurde — und dann verging — die alten Römerbauten schon und später die Kirchen aus romanisch-byzantinischer Zeit haben ihre zum Lichte aufstrebenden Quadern dem Meeresgrund von einst entliehen. Und wenn auf alten Fundamenten oder Krypten die Gothik neue Wunderbauten zur Ehre Gottes in den Himmel hob, dann holten ihre Bauherrn und Metzen die Steine wieder aus den alten Brüchen.

In diesen riesigen Gängen, die den Berg durchziehen, haben die Kathedralen von Nordfrankreich, haben die Stadthäuser und Prunkbauten der Renaissance und des Barock einstmals als unerweckter Stein geschlummert. Und weiter, bis in diese Zeit, in der der große Krieg sein Schwert gezogen hat, haben die Menschen hier im Lande Bausteine aus den Riesenhöhlen geholt. Aber noch eine zweite Verwendung hat der Mann, der die großen, ausgebeuteten unterirdischen Hallen in Pacht hatte, für sie gefunden. Die warme, erdfeuchte Dunkelheit bot alle Vorbedingungen zu einer Pilzkultur in größtem Stil. Dünger wurde angefahren, und auf der Sohle der gewaltigen, in den Stein gesprengten Säle wurden für das in seinen feinschmeckerischen Wünschen unersättliche Paris hier Champignons gezüchtet. Die Zeiten ändern sich: wo einst das Meer in seinen Tiefen ruhte, wo später die gewaltige Kathedrale von Noyon schlummernd der Erweckung harrte — da wurde dann die größte Champignonkultur der Welt, von der aus, Jahr für Jahr, für achtmalhunderttausend Frank von den Edelpilzen südwestwärts von Paris gefahren wurden. Heut aber liegen diese Hunderte von Meter langen, in Dutzenden von hügeligen Wellen hinlaufenden Beete brach und unbewässert. Graue deutsche Soldaten schreiten auf den breiten Straßen zwischen ihnen hin, Reiter traben mit hallendem Hufschlag durch die unterirdische Stadt, der Meeresgrund von einst hat ein Feldlager aufgenommen und ist eine deutsche Festung geworden.

Aber auch zu dieser neuen Bestimmung haben die vielerfahrenen Tiefen sich nicht ohne weiteres verwenden lassen. Der Pionier hat reichlich viel Arbeit gethan, ehe die Stadt in der Tiefe, ehe dieses kilometerweite Gewirr von unterirdischen Straßen, Schnittpunkten und Plätzen den Ansprüchen gerecht wurde, die gestellt werden mußten, wenn diese Unterwelt unseren Männern zur sicheren und gesunden Wohnstätte sollte dienen können. Pläne des ganzen unterirdischen Systems mußten angefertigt, alte Zugänge ausgeschaltet und neue Einschlupfe geschaffen werden. Licht- und Luftschächte wurden da und dort nach oben getrieben und eine dauernde Beleuchtung eingerichtet. Zugleich aber wurden in den gewaltigen Räumen durch Aufrichten von Zwischenmauern alle jene Einzelanlagen abgetheilt, deren Anlage zum Wohl der Leute nothwendig war. So entstanden große abgesonderte Schlafräume mit gezimmerten Betten, in denen die Soldaten auf federnden, drahtdurchflochtenen Rahmen sehr angenehme Ruhestätten finden, so wurden hier ausgedehnte Pferdeställe, Schreibstuben, Lazarethe, Küchen und Munitionsdepots. Und damit für den Fall von Trommelfeuer-Ueberfällen, in denen die Besatzung vielleicht durch Tage diese Höhlen nicht verlassen kann, auch alles Letzte vorgesehen sei, sind sogar hermetisch schließende Closetts eingebaut, die allerdings in der „Friedenszeit" nicht benutzt werden dürfen. Und „Friedenszeit" ist es, solange der böse Feind täglich nur ein halb Dutzend Hundert Granaten suchend, tastend nach den umliegenden Gräben und Häuserresten und Zugangssappen wirft. — —

Wohl eine halbe Stunde lang schreiten wir durch die vielfältige Unterwelt. Mindestens zehn Meter breit sind die meisten der Straßen, und vier bis sechs Meter hoch ist der ausgeschlagene Raum. Glatte, gelbbraune Steinwände sind rings um uns. An den Kreuzungsstellen sind weiße Tafeln angebracht, die Weg und Richtung weisen. Hier und da, wenn die Straßen sich verbreitern oder zu Plätzen weiten, ist ein dicker Steinträger stehen gelassen — der giebt dem Bilde dann noch mehr das Wesen, als schritte man durch alte Katakomben. Und durch das matte, stille Dämmerlicht huschen und gleiten immer wieder die grauen Männer, fahren lastenschwere Wagen. Hier wird noch an Verbesserungen gearbeitet, dort werden bisher unbenutzt gewesene Theile der Gänge neu erschlossen. Ein unterirdischer Riesenplatz thut sich zur Seite eines Querschlages auf: die Weihnachtshöhle. Sie war bei diesem hingegangenen Feste zu einer einzigen Halle ausgeschmückt, in der drei Bataillonen gleichzeitig ihre Gaben vor den brennenden Tannenbäumen beschert wurden, in der drei Bataillone gleichzeitig ihre Christnachtlieder sangen.

Aus einer Ferne blinkt, wie wir weitergehen und den Hauptweg wiederum verfolgen, warmhelles Licht und zieht sich in das Dämmern. Leis steigt die Straße jetzt heran — dort draußen winkt der Tag. Heller und heller wird es um uns her. Eine richtige Wachtstube ist da vorne. Und vor dem Eingang in der nebelmüden Mittagssonne sitzt einer, raucht die Pfeife und putzt seine Schuhe. Schön sauber putzt er sie, als wollte er Nachmittags mit dem Mädchen nach Halensee hinaus. —

Irgendwo quickt eine Ziehharmonika in langgezogenen Tönen. Eine Granate heult in ihre Melodie hinein, kracht draußen in die Haide. Die Melodie geht weiter. —

In die Sandsteinwand vor dem Eingang haben die lieben, prächtigen Menschen einen gutgemeinten Vers gemeißelt. Halbmeterhoch sind die Buchstaben und richtig tief hineingegraben, daß ja nicht etwa später einmal — wenn sie erst ihre letzte Haue weg und ganz klein beigegeben haben — so ein Franzosenjüngling das Ding wieder wegkratze:

„Die Welt mag zerreißen die Schwüre wie Spreu!
Ich kenne ein Wort aus Eisen: Deutsche Soldatentreu!"

Der lange, liebenswürdige Oberlieutenant, der schon in diesem letzten Abschnitte die Führung übernommen hat, weist in die Landschaft: „Wir müssen weiter in das „Zillerthal" und in die „Nase".

So sind wir denn zum „Zillerthale" aufgebrochen, das hier nicht etwa in Tirol — das keine neunzig Kilometer von Paris entfernt gelegen ist.

CASTORIA

für Säuglinge und Kinder.

Die Sorte, die Ihr immer gekauft habt, hat die Unterschrift von Chas. H. Fletcher getragen und ist seit mehr als 30 Jahren unter seiner persönlichen Aufsicht angefertigt worden. Gestattet Niemandem, Euch darüber zu täuschen. Fälschungen, Nachahmungen und "Eben-so-gut" sind nur Experimente und gefährden die Gesundheit der Kinder,—Erfahrung gegen Experiment.

Trägt die Unterschrift von

Chas. H. Fletcher.

In Gebrauch Seit Mehr Als 30 Jahren.

THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.

Radikalheilung der Nervenschwäche.

Schwache, nervöse Personen, geplagt von Hoffnungslosigkeit und schlechten Träumen, erschöpfenden Ausflüsse, Brust-, Rücken- und Kopfschmerzen, Haarausfall, Abnahme des Gehörs und der Sehkraft, Katarrh, Magendrücken, Stuhlverstopfung, Müdigkeit, Erröthen, Zittern, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Aengstlichkeit und Trübsinn — erfahren aus dem **„Jugendfreund," wie alle Folgen jugendlicher Verirrungen gründlich in kürzester Zeit u. Strikturen, Samenfluß, Phimosis, Krampfader- und Wasserbruch nach einer völlig neuen Methode auf einen Schlag geheilt werden.**

Dieses interessante und lehrreiche Buch (neueste Auflage), welches von Jung und Alt, Mann und Frau gelesen werden sollte, wird gegen Einsendung von 25 Cents in Briefmarken versandt von der

Deutschen Privat-Klinik, 137 East 27. Str., New York, N. Y.

Man erwähne den „Baltimore Correspondent".

Fünfte Jahresversammlung.

Heute beginnt die fünfte Jahres-Versammlung der „National Association of Builders' Exchanges," die ihr Hauptquartier im „Emerson-Hotel" aufgeschlagen haben. Bereits gestern wurde eine Sitzung der Sekretäre der verschiedenen Gruppen der Vereinigung abgehalten, in welcher jedoch fast ausschließlich Routinegeschäfte erledigt worden sind, die als Vorarbeit für die Convention zu betrachten sind. Die Convention wird durch Bischof Murray, Gouverneur Harrington und Mayor Preston durch Ansprachen eröffnet werden. Für den Nachmittag ist ein Empfang in der Amtswohnung des Cardinals Gibbons vorgesehen. Während der Nachmittagssitzung, in welcher die verschiedenen Comite'n ihre Berichte vorlegen werden, wird Herr Richard Ferge aus Milwaukee eine Ansprache halten.

Heute Abend findet ein großer „Oyster Roast" auf dem Recreation Pier am Fuße des Broadway statt, der den Bauleuten durch die Stadt zur Verfügung gestellt worden ist, während morgen Abend die Conventions-Theilnehmer einer Vaudeville-Vorstellung in „Albaugh's Theater" beiwohnen werden. Am Donnerstag Abend wird die Convention durch einen eleganten Ball im „Emerson-Hotel" zum Abschluß gelangen.

Bei Erkältungen

reibe man Hals und Brust, auch die Fußsohlen mit Dr. Richter's

PAIN-EXPELLER

ein. Wirkt sofort lindernd und vorbeugend. Nur echt mit der Anker Schutzmarke. 25c. und 50c. in Apotheken und direkt von

F. Ad. Richter & Co.

74-80 Washington Street, New York
(Nov2.T&S—) (9)

Abonnenten, die den „Deutschen Correspondenten" nicht pünktlich oder unregelmäßig erhalten, sind gebeten, der Office davon per Telephon oder schriftlich Mittheilung zu machen.

Grenzer. Ein Roman von Wilhelm Poeck.

(11. Fortsetzung.)

Da hat ihn der Herr Provinzialsteuerdirektor erst als Schreiber angenommen und dann zum Grenzaufseher gemacht. O, wie haben wir uns gefreut, in den Armen haben wir uns gelegen und geweint und der Gotthold hat gesagt: „Will und Lieb, die stiehlt kein Dieb, weil wir so gehandelt und gedacht haben, darum hat man uns die Anstellung gegeben." Denn Herr Oberkontrolleur wissen wohl, wie schwer es für einen, der nicht zwölf Jahre beim Militär gedient hat, ein festes Beamtenpöstle zu kriegen. So e fescht Anstellung ist doch gar zu schön, man hat so e Beruhigung wegen seine alten Täg. Aber es war mehr Schmalz am Kragen als im Topf, das haben wir bald g'merkt. Not haben wir ja grad nit gelitte, wir habens nit so gemacht wie dem Brodasch seine, die mit Hüten und Mänteln gehn so schön wie der gnädigen Frau Assessor ihre, aber wir gehen die Kinder im Zeug und was kommt den Mittags auf den Tisch? Sledz, wie sie hier sagen, mit Pellkartoffeln oder gequetschte Kartoffeln mit saurer Sahne, wie's die Dorfleute essen, aber nur für die Frau und Kinder. Die Männer müssen jeden Tag ihr Fleisch haben, denn ein Grenzaufseher, der jeden Tag zehn Stunden lang in Schnee und Schmutz und Sturm herumlaufen muß und jeden 3. Tag Nachtdienst, ohne bestimmte Regel, der braucht was in die Knoche. Und so stehen wir im Borgbuch beim Krämer und beim Metzger. Ich will's Ihnen sage, Herr Oberkontrolleur, mer müsse 'nein. E Grenzaufseher mit zwölfhundert Mark und achtz'g Mark Kleidungszulag und ne Frau und vier Kinder, so wie wir, der muß 'nein. Kutz Mulle, da hilft niemand dervor. Ach, wie ham die Kinderle sich g'freut, als sie ihren Papa zum ersten Mal gesehen haben in dem grün' Rock mit de blanke Knöpf und de hübsche goldige plattierte Schnur um den Kragen, wie haben se geschrien: O was haben wir für'n goldigen Papa. Aber es ist Flittergold, wie man's um diese Zeit tragt auf dene Fastnachtsbäll. Als wir noch im Ländle waren, da half uns jeder, Arm hilft Arm, aber hier? Keiner. Wird man krank, da muß man um Unterstützung schreiben, man tut's ja, aber doch nit gern. 's ist eigentlich doch nix anders als ne gehobene Bettelei. Wären wir doch am Neckar geblieben. So haben wir denn mit unsere sechs Köpf von dem russ'schen Malefizschweinefleisch kauft und 'gesse, weil's billig ist und müssen nun vielleicht alle dran sterben. Aber die Brodasch ist schuld, die hat's besorgt."

Ein fürchterlicher Schrei drang vom Nebengelaß heraus. Die Frau sank auf einen Stuhl:

„Himmel. Jetzt hat's ihn wieder."

Nordmann sprang auf und eilte in die Kammer.

Dort wälzte sich der Aufseher Schwan, ein großer blonder, etwa dreißigjähriger Mensch mit entsetzlichen Gliederzuckungen hin und her und schrie:

„Meine Arm. Meine Bein. O. Mariele, Mariele."

Seine Frau kam angelaufen.

„Ja, ja. Mein Gottholdle, mein arms, liebs. Wo hab ich's denn nur, das Schächtele, wo hat's doch der Doktor hing'stellt. — Ach, mir is so wüscht im Kopf. —"

Plötzlich streckte der Kranke Arme und Beine gerade vor sich. Es sah aus, als ob er „Stellung" annehme. Er blickte Nordmann an und sagte:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wollen Sie mich zu Protokoll vernehmen? Ich hab' nichts 'tan."

„Er ist im Delir'jum," schluchzte die Frau.

Nordmann legte die Hand auf Schwans Kopf.

„De-lir-jum? — Was sagst, Mariele? Delirjum? Die Gläsle Zwetschgenbranntwein, die über meine Zung gangen sind, kann ich zählen. Die den Wodka trinken, die sterben am Delirjum."

„Gottholdle," weinte die Frau, „der Herr Oberkontrolleur ist da. Nit er selbst, sei' Herr Vertreter."

„Kann haußen bleiben!" murmelte Schwan.

Plötzlich richtete er sich auf und blickte Nordmann starr an.

„Sie sind der Herr Normann."

Nordmann nickte.

„Also der sind Sie. Der. Nit der Herr Schott. Schade. Ich hätt' doch gern den Herrn Schott an meinem letzten Lager gehabt. War ein so guter Herr. Ja, der wußte gleich, was der Brodasch für einer war."

Nordmann setzte sich auf einen Stuhl neben Schwans Bett, nahm seine Hand in die seine und streichelte sie.

„O, das tut gut. So hat mir doch niemals ein Vorgesetzter tan, außer dem Herrn Oberkontrolleur Schott. Der hat mich erhöhet. Erhöhet! Geh fort, Mariele, schau nach den Kinderlen. Erhöhet. — Wie doch so ein Pulverle gut tut. — Zum Schlafe schön. — Der Brodasch, der wollt mich einziehn in einen Sumpf, wo mer nit wieder rauskann. Trink, Bruderherz trink. Kannst verdienen viel Geld, leben wie Graf. — Aber ich hab's nit 'tan. Anzeigt hab ich den Brodasch auch nit. Nein, anzeigen nicht. Das Fleisch in Deutschland ist ja zu teuer, soll man einen Kollegen anzeigen, der helfen will, daß es verbilligt. Frühe Hochzeit, lange Liebe, so dacht ich, als ich mein Mariele hab g'heirat't. — Herr Nordmann, beim Miletär, bei deye Verwaltunge, in der ganzen Welt unterscheidt man zweierlei Art Menschen. De Vornehme und de Unanständige. Von Ihne hab ich was g'hört. Man weiß ja hier alls, der eine vom 'ne andern. Sie gehören zu dene Vornehme. — Sehn Sie, ich weiß ja nichts G'wisses, nein, nichts G'wisses weiß ich nicht. Und ausspüren können hab ich auch nichts, wie ich auch aufg'paßt hab. Aber 's ist was an der Grenz nit in der Ordnung. Als der Herr Schott noch nit hier waren, da ist's halt so 'gange. Aber das ist ein Scharfer, fangt alle Transporte ab. So können die Schmuggler kein Geschäft mehr machen. Sie müssen andere Wege suchen. 's ist gut für die Pascher, mit dem Postenführer gut Freund zu sein. Haha. Sonst hätt' mich der Brodasch wohl nit — Aber nein, ich will ihn doch nit haben verdächtigt. 's ist e Kolleg. Und für gewiß, Herr Hauptamtsassistent, weiß ich ja nit. Aber der Kerl, der dritte, der mit dem Brodasch z'samme, der den Schampanjer hat woll'n spendiere, der hieß (Schwan zog Nordmanns Kopf zu sich herab und flüsterte ihm etwas ins Ohr)." — Er ließ sich in die Kissen zurückfallen.

„Adieu, Herr Nordmann. Wünsch' Ihnen 'ne gute Narr'jähr. Besser als meine. Grüßen S' den Oberkontrolleur Schott von mir. Und vergessen S' meine Frau nit, wenn i erschtmal da lieg, wo mer alle hinmüssen. Auf'm Kirchhof — nit in der Heimat — nit in — nit —"

Schwan war eingeschlafen. Nordmann betrachtete das zerfallene Gesicht einige Augenblicke mit Mitgefühl, gab dann der Frau die Hand und sagte:

„Ich werde Sie und Ihre Kinder nicht vergessen."

Er sann einige Augenblicke nach, schrieb in seinem Notizbuch etwas nieder und verabschiedete sich nochmals von Schwans Frau.

„Leben Sie wohl. Ich komme heute abend noch einmal vor."

7.

Die Pferde trampelten vor Kälte ungeduldig mit den Hufen. Gret akkompagnierte sie mit den Füßen.

„Fahren wir noch nicht bald ab, Herr Nordmann?"

„Sofort, Fräulein Gret. — Bitte, meine Damen, steigen Sie nur ein. Mummeln Sie sich nur bis über die Ohren ins Pelzwerk. Bis jetzt hatten wir die Luft halb im Rücken. Gleich kriegen wir sie von vorn. Der Ostwind ist scharf. Windstärke fünf."

Gret sprang in den Schlitten und kroch bis an die Nasenspitze unter das Fell. Neben Nordmanns Platz. In der Tür erschien jetzt Fräulein Walikowska, hinter ihr, dienstbeflissen Pawel Kuba, der Schreiber, mit einem gewaltigen Fußsack.

„Schnell, Jadwiga. — Lucie, kommst du nicht?"

Lucie stand in Gedanken.

Auch die Herren kamen heraus, um den Zloczewicer Prunkschlitten abfahren zu sehen.

Nordmann warf einen Blick in sein Notizbuch.

„Herr Distriktskommissär, auf ein paar Worte."

„Bitte, Herr Nordmann."

Die beiden Herren traten zur Seite.

„Kennen Sie einen gewissen Michael Krawiec?"

„Michael Krawiec? Da wird Ihnen Herr von Dziembski Auskunft geben können. Der Krawiec kauft ihm alle seine Hammel ab."

„Herrn von Dziembski möchte ich nicht gerne fragen. Und ich möchte Sie bitten, weder ihm noch einer anderen Privatperson von unserer Unterredung etwas mitzuteilen. — Krawiec hält sich häufig drüben auf — Nordmann wies nach der Grenze hinüber — nicht wahr?"

„Ja. Er kauft auch dort Vieh."

„Wie ist denn sein geschäftlicher — oder sagen wir gleich mal: polizeilicher Ruf?"

„Hm. — Er war einmal wegen einer Meineidssache vorm Baranowoer Schwurgericht. Vor Jahren. Wurde aber freigesprochen."

„Wissen Sie, worum sich's gehandelt hat?"

„Er war bei einer Schlägerei beteiligt gewesen, die ihm übrigens das eine Auge gekostet hat. In einer Baranowoer Kneipe, ich glaube bei Reb Mendel. Einer hatte ein Messer zwischen die Rippen gekriegt, und der, dem es nach Krawiecs und der anderen Aussage gehörte, war über die Grenze entkommen. Später wurde aber ermittelt, daß es des Krawiec Messer war. So behauptete wenigstens die Staatsanwaltschaft."

Reb Mendel? Nordmann sann nach. Das war ja die Wirtschaft, in der, wie Kleinschmidt und Schott sich auszudrücken pflegten, die „Geschäftsfreunde" der Zollbeamten, die Schmuggler verkehrten.

„Aber es konnte ihm nichts bewiesen werden, nicht wahr? Weder daß er der Täter war, noch daß das Messer ihm gehörte?"

„Wer will so was beweisen? Ein Knippek sieht schließlich aus wie das andere. Beweisen konnte man ihm nur, daß er die Lampe umgeworfen hatte. Die ganze weitere Affäre hat sich im Dunkeln abgespielt."

„Nun noch eine andere Frage. Wie spricht man hier im Ort über den Grenzaufseher Brodasch?"

„Nicht viel Gutes. Er sitzt viel in den Wirtschaften. Ich glaube, es ist gut, daß Herr Schott ihm die Postenführerstelle genommen hat. Jetzt ist doch ein anderer Zug in die Kolonne gekommen. Aber in Ordnung ist an der Grenze noch lange nicht alles."

„Nein," sagte Nordmann, „das ist es nicht. Schotts Vorgänger hat den Herren Paschern die Zügel allzu sehr schießen lassen. Er war ein etwas ängstlicher Herr und auch ein bißchen bequem. Uebrigens hat Schott im Personal manchmal ein bißchen reichlich scharf durchgegriffen. Mancher Mann — sagen wir z. B. die ganze Aufsichtsstation Milecku ist ihm nicht grün. Nun, ich werde sie nicht schleifen, ebensowenig wie die Schmuggler. Werde mir kein Bein ausreißen. Was habe ich davon."

Der Distriktskommissar blickte Nordmann mißbilligend an und sagte steif:

„Aber Herr Nordmann. Sie sind königlicher Beamter wie ich. Das ist doch eine ganz sonderbare Auffassung von den Pflichten des königlichen Dienstes. Verzeihen Sie, wenn ich als so viel älterer Mann mir das zu sagen gestatte."

„Es ist die meinige nun mal," versetzte Nordmann leichthin. Er blies ein paar kurze Rauchstöße aus seiner Zigarette in die klare Winterluft und fuhr fort, indem er den Distriktskommissar durchdringend anblickte und seine Worte langsam pointierte.

„Es wäre mir im Interesse des königlichen Dienstes angenehm, wenn möglichst viele Leute in Milecku und Umgegend von dieser meiner Dienstauffassung Kenntnis bekämen. So gesprächsweise. Am besten gelegentlich durch Sie selbst, Herr Distriktskommissar."

(Fortsetzung folgt.)